

Kopf und Zahl

Über Daten, Werte und Interpretationen

Ein Gespräch mit Lena Hipp und Ruud Koopmans

Um Aussagen über soziale Phänomene treffen zu können, werden auch sie gemessen. Doch nicht erst über die Aussagen selbst kann gestritten werden, schon die Erhebung der Daten ist ein heikles Unterfangen. Gabriele Kammerer hat mit der Ungleichheitssoziologin Lena Hipp und dem Migrationsforscher Ruud Koopmans darüber gesprochen, welche Bedeutung Zahlen für ihre Arbeit haben.

Ruud Koopmans: Ich denke, wir alle in den Sozialwissenschaften haben den Anspruch, faktenbasiert zu arbeiten. Und Zahlen sind Fakten einer besonderen Art – sie haben zumindest den Anschein, sehr präzise zu sein.

Lena Hipp: Mit Zahlen können wir Dinge gut vergleichen. Wir können sehen, ob Faktor X ein Ergebnis Y stärker beeinflusst als Faktor Z das tut. Wir können sagen, was wichtiger ist. Das gibt uns Orientierung im Leben.

Immer wieder taucht das Wörtchen „signifikant“ auf. Was braucht es, damit einem Wert Bedeutung zukommt?

Hipp: Statistische Signifikanz besagt, wie wahrscheinlich es ist, dass eine bestimmte Variable einen ähnlichen Wert hat, wenn ich eine Studie mit einer neuen Zufallsstichprobe wiederhole. Man bekommt fast automatisch Signifikanzen, wenn die zugrundeliegende Stichprobe groß ist. In den Sozialwissenschaften spielte das jahrelang eine große Rolle. Aber die eigentlich viel wichtigere Größe ist die Effektgröße. Also: Ist ein Zusammenhang stark, ist ein Faktor wichtig? Auch ein schwacher Zusammenhang kann signifikant sein, aber im Leben von Menschen – egal ob es jetzt um den Arbeitsmarkt geht oder um Medizin – keine Rolle spielen.

Koopmans: Welche Methoden Sozialwissenschaften auch anwenden – letztlich geht es immer um das Messen. Das Messen von Wer-

ten, von bestimmten Größen und von Zusammenhängen. Auch qualitativ Forschende, die kleine Stichproben detailliert auswerten, machen Aussagen über die Größe von Phänomenen. Der Unterschied zu quantitativer Forschung ist, dass dort diese Messung in Zahlen gegossen wird. Als qualitativer Forscher gehe ich vielleicht in einen Raum und sage: Es ist hier sehr warm. Das ist keine Zahl, sondern eine Einschätzung. Dann kann ich versuchen herauszufinden, warum es hier so warm ist: Die Heizung ist voll aufgedreht oder der Herd ist an. Ein quantitativer Forscher würde das anders machen. Er würde die Temperatur genau messen und zudem andere Variablen in dem Raum, wie die Temperatur der Heizung oder des Herdes, und danach versuchen zu berechnen, wie stark dieser Zusammenhang ist.

Können Zahlen nicht auch eine falsche Sicherheit vorgaukeln?

Hipp: Auf jeden Fall. Deshalb können wir Werte erst dann mit größerer Sicherheit benennen, wenn Studien wiederholt werden – in unterschiedlichen Kontexten, mit unterschiedlichen Stichproben. Wissenschaftliche Erkenntnis kommt immer aus einem Prozess.

Koopmans: Ein Problem ist, dass Studien oft mit relativ kleinen Gruppen durchgeführt werden, mit Studierenden zum Beispiel, meistens auch noch aus dem Fach Psychologie. Das alleine kann dazu

führen, dass Befunde etwa in nicht-westlichen Ländern nicht so nachvollzogen werden können.

Hipp: Und natürlich kommt es auch auf die Frage an. Ein Beispiel aus der Soziologie: Viele Experimente sollten herausfinden, ob Frauen bei Bewerbungen benachteiligt werden oder nicht. Da haben verschiedene Studien ganz unterschiedliche Sachen gefunden. Mal hatten Frauen eine höhere Einladungswahrscheinlichkeit, mal eine niedrigere. Was nicht unplausibel war, weil sich die Studien in vielerlei Hinsicht unterschieden: Was war der Kontext? Welcher Beruf wurde untersucht? Hatten die Frauen Kinder oder nicht? Im letzten Jahr wurden in einer Meta-Analyse all diese Experimente zusammgeführt. Es zeigt sich, dass es diese Einstellungsdiskriminierung gegenüber Frauen nur in bestimmten Berufsgruppen gibt.

Wer entscheidet überhaupt, wonach gefragt wird?

Hipp: Tatsächlich können wir mit quantitativen Methoden nur das analysieren, was wir direkt messen können und wofür wir Daten haben. Und dafür brauchen wir eine Vorstellung davon, dass eine Frage relevant ist. Wenn wir eine standardisierte Antwortskala haben, haben wir nur die Daten, nach denen wir fragen. Andere Aspekte entgehen uns. Deswegen ist es wichtig, dass wir nicht nur im stillen Kämmerlein sitzen und unsere Daten analysieren, sondern auch raus in die Welt gehen, um zu verstehen: Was hat sich denn geändert, was haben wir mit unseren standardisierten Befragungen noch nicht erhoben?

Koopmans: Wir haben in den Sozialwissenschaften viel weniger Einigkeit über die Messinstrumente als in den Naturwissenschaften. Natürlich gibt es schlechtere und bessere Thermometer, aber die, die in der Wissenschaft benutzt werden, sind ziemlich gut. Bei uns gibt es viele Studien, zum Beispiel über den Anstieg des Populismus, die zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Sie messen Populismus unterschiedlich, und sie messen erklärende Variablen unterschiedlich. Und dann sind die Ergebnisse eben sehr verschieden.

Hipp: Das stimmt, im Sozialen ist es nicht so leicht, Sachen zu messen. So wie manche Fragen gestellt werden, kann man sie heute eigentlich nicht mehr stellen. Ein Beispiel sind Einstellungen zu Geschlechterrollen. Wenn wir herausfinden wollen, wie sich diese im Laufe der Zeit verändert haben, brauchen wir Panelstudien und dieselben Fragen im Zeitverlauf. Aber: Anfang der 1980er mag es noch gut gewesen sein, danach zu fragen, ob Männer bevorzugt werden sollen, wenn Arbeitsplätze



Lena Hipp leitet die Forschungsprofessur Arbeit, Familie und soziale Ungleichheit am WZB. An der Universität Potsdam ist sie Professorin für Soziale Ungleichheit und Sozialpolitik. lena.hipp@wzb.eu

Foto: © WZB/Bernhard Ludewig, alle Rechte vorbehalten.

knapp sind. Heute funktioniert diese Frage in vielen Ländern nicht mehr wirklich. Das Soziale verändert sich ständig, wir haben es mit einem „Moving Target“, einem beweglichen Ziel, zu tun. Das ist eine große Herausforderung für die Sozialwissenschaften.

Das heißt also, die Schwierigkeit beginnt nicht erst bei der Interpretation von Zahlen.

Hipp: Nein, sie beginnt schon bei der Erhebung. Wie fragen wir? Und außerdem: Sagen uns die Leute die Wahrheit, wenn wir sie fragen? Zum Beispiel, wenn wir fragen: Wie oft nehmen Sie illegale Drogen? Hinterziehen Sie Steuern? Ist Ihre Putzhilfe angemeldet? Wenn wir direkt fragen, kann es sein, dass wir zu dem Ergebnis kommen: Okay, Drogenkonsum, Steuerhinterziehung und Schwarzarbeit sind nicht so ein großes Problem. Aber vielleicht stimmt das gar nicht. Oder manche Personengruppen nehmen nicht an Befragungen teil. Auch das führt dazu, dass die Zahlen, die wir haben, nicht die Realität abbilden, wie wir sie draußen vorfinden.

Und dann gibt es auch noch die Zahlen, die aus dem Zusammenhang gerissen werden.

Koopmans: Ja, darüber könnte ich viel sagen. Das gilt für Medien oder politische Parteien, aber in der Wissenschaft selbst wird ebenfalls oft über Zahlen gestritten. Und nicht immer fair. Ein Beispiel: der Zusammenhang zwischen Zuwanderung und dem Anstieg von populistischen Parteien. Die von der Wissenschaft am meisten hervorgebrachte Position dazu ist: Diesen Zusammenhang gibt es nicht, Zuwanderung führt nicht zu einem Anstieg von Populismus. Schaut



Ruud Koopmans ist Direktor der Abteilung Migration, Integration, Transnationalisierung am WZB. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Einwanderungs- und Integrationspolitik, ethnische Ungleichheit und ethno-kulturelle Konflikte, religiöser Fundamentalismus und die Politologie der Globalisierung. ruud.koopmans@wzb.eu

Foto: © WZB/David Ausserhofer, alle Rechte vorbehalten.

man zum Beispiel auf Ostdeutschland: Dort, wo die wenigsten Zuwanderer leben, ist der Zuspriech für populistische Parteien am stärksten. Aber da wird eine Bestandszahl der Ausländer genommen und in Bezug gesetzt zum Stimmenanteil der AfD. Man kann sagen: In Sachsen leben nur 5 Prozent Ausländer und in Hessen sind es 30 Prozent. Trotzdem ist die AfD in Sachsen stärker. Aber ich kann auch sagen: Die Ausländerzahl hat sich in Sachsen in den letzten 10 Jahren verdoppelt. In Hessen ist sie nur um 5 Prozent gestiegen. Und auch das stimmt. Aber plötzlich ist der Zusammenhang genau umgekehrt. So kann man auf völlig entgegengesetzte Schlussfolgerungen kommen – immer auf der Basis von Daten über Zuwanderung.

Das heißt, es werden bestimmte Zahlen rausgegriffen, weil sie ins Bild passen?

Koopmans: Ja. Und ehrlich gesagt: Dass Medien das machen und Politiker – geschenkt. In der Politik gehört es dazu, die Wirklichkeit so darzustellen, wie es in den ideologischen Rahmen passt. Aber dass es ebenfalls in der Wissenschaft passiert, das finde ich ein Problem.

Hipp: Wenn du sagst, es ist okay, wenn mit Zahlen Politik gemacht wird, da sträubt sich in mir als Bürgerin etwas. In meinem Bereich können dieselben Zahlen dafür genutzt werden, zu sagen „Die Ungleichheit ist gestiegen“ oder aber „Die Ungleichheit ist gefallen“ – je nachdem, welchen Zeitraum man betrachtet. Hier wünsche ich mir von Medien und Politik einen

ehrlischeren Umgang. Man kann unterschiedlicher Meinung sein, aber dass eigene Positionen untermauert werden mit etwas vermeintlich Faktischem, finde ich problematisch.

Koopmans: Ich habe gesagt „geschenkt“, weil Politik nun mal Politik ist. Parteien versuchen, Bürger zu überzeugen von ihrer Sicht der Dinge, manchmal beruht das gar nicht auf Fakten, manchmal beruht es auf Fakten, aber auf einer selektiven Lesart. Dass das in der Politik und in der Medienöffentlichkeit passiert, ist zum Teil sogar gut, wir brauchen doch diese Diskussion. Aber dass es auch in der Wissenschaft passiert, das finde ich schwierig. In der Wissenschaft muss mit theoretischen Gründen entschieden werden, welche Zahl relevant ist.

Hipp: Das Gute in der Wissenschaft ist doch, dass wir uns nicht scheuen zu streiten. Wenn ich etwa an Corona zurückdenke: Gibt es eine Retraditionalisierung oder sehen wir jetzt die neuen Väter, die sich mehr in unbezahlte Arbeit einbringen? Das waren eigentlich immer dieselben Zahlen. Aber man hat unterschiedlich darauf geguckt. Es war doch gut, dass wir diesen Streit geführt haben. Vielleicht hat er sogar bewirkt, dass Menschen, die nicht in der Wissenschaft sind, befähigt wurden, Zahlen besser zu lesen.

Koopmans: Das setzt aber voraus, dass es innerhalb eines Fachgebietes tatsächlich hinreichend Pluralismus gibt. Und das ist, denke ich, in meinem Themenbereich, also der Migrationsforschung, weniger der Fall. Ich gebe ein konkretes Beispiel. Vor zehn Jahren habe ich eine Studie veröffentlicht, eine Umfragestudie in sechs Ländern über religiösen Fundamentalismus. Das ist ein Bereich, für den es ein sehr etabliertes Instrumentarium von Fragen gibt. Diese Fragen habe ich benutzt. Das Ergebnis war, dass in diesen Ländern das Niveau von religiösem Fundamentalismus unter muslimischen Zuwanderern um ein Vielfaches höher war als unter Christen. Aufgrund dieser Studie wurde ich von Kollegen angegriffen. Das sei alles islamophob. Meine Messinstrumente wurden kritisiert. Von Leuten, die nicht die blasseste Ahnung haben vom Thema Fundamentalismus! Aber weil das Ergebnis nicht gepasst hat, haben sie die Messung angezweifelt. Wir Wissenschaftler brauchen Zahlen und wir kommunizieren Zahlen, und das gibt den Eindruck von Präzision. Aber wenn wir selbst anfangen, die Fakten, die von anderen präsentiert werden, mit Einwänden zu relativieren, finde ich das problematisch. Ich führe einen ständigen Kampf gegen Desinformation durch Kollegen.

Hipp: Ich kann es nachvollziehen, dass das nervt und einen anfasst. Aber es ist auch ein

wichtiges Element von wissenschaftlicher Erkenntnis, dass es Kritik gibt, dass man fragt: Ist das Messinstrument richtig? Das sieht man auch in der Naturwissenschaft – sobald sich ein Paradigma ändert, gibt es Kritik, und es gibt Zweifel. Ich finde, diese Zweifel sind auch gut.

Koopmans: Es ist doch aber etwas anderes, ob jemand, der sich selbst mit dem Thema beschäftigt, sagt: Du hast jetzt diese Items benutzt, um das zu messen, aber kennst du nicht die Studie von dem und dem, der hat das anders gemessen? Aber in dem geschilderten Fall waren es völlig fachfremde Kollegen, die besser zu wissen meinten, wie man Fundamentalismus misst.

Zurück zur Öffentlichkeit. Gibt es da eine Lernkurve? Besonders in Zeiten von Corona wurde doch mehr darüber diskutiert, wie Wissenschaft funktioniert.

Koopmans: Ich bin da skeptisch. Man muss ebenso sehen, dass es innerhalb der Wissenschaft selbst immer weniger Klarheit darüber gibt, was relevante Fakten sind, ob man überhaupt etwas objektiv messen kann. Gerade im Blick auf Migration und ethnische Beziehungen, aber auch im Geschlechterverhältnis kommt verstärkt die Idee auf, dass es eigentlich keine Möglichkeit der objektiven Wahrnehmung gibt, sondern dass letztendlich alles vom Standpunkt abhängt. Wenn es also um Diskriminierung geht, heißt es, dass das die Betroffenen selbst am besten beurteilen können. Es gibt einen großen, vom Bund geförderten Rassismus-Monitor, da soll es um Rassismus und Diskriminierung gehen. Da werden vor allem die Betroffenen oder die potenziell Betroffenen nach ihren Diskriminierungserfahrungen gefragt. Die Ergebnisse sind dann meistens sehr beunruhigend, weil sie zeigen, dass sich so viel Prozent der Muslime oder der Gruppe X diskriminiert fühlen. Aber es ist doch die Frage, inwiefern subjektive Wahrnehmung und objektive Diskriminierung das Gleiche sind. Wir wissen, dass oft gerade die Teilgruppe einer Gruppe, die am wenigsten von Diskriminierung betroffen ist, diese subjektiv am stärksten empfindet.

Hipp: Naja, subjektive Erfahrungen von Menschen können schon ein wichtiger Indikator für Ungleichheiten sein. Aber man muss natürlich klar sagen, was man gemessen hat. Alles andere ist ein fahrlässiger Umgang mit Zahlen. Meine Beobachtung ist: Weil die Welt kompliziert ist,

weil sich wissenschaftliche Studien oft widersprechen, gibt es eine gewisse Beliebigkeit. Man nimmt sich halt, was man braucht. Und wenn man nichts hat, kommt man ganz gut ohne Zahlen aus. Alternative Facts. Das macht es schon schwer. Ich bin leider nicht sehr optimistisch, dass der Umgang mit Zahlen in der Gesellschaft insgesamt informierter geworden ist.

Koopmans: Ich will aber noch mal bei der Wissenschaft bleiben. Ich finde, dass in den letzten zehn Jahren die Wissenschaft selbst in einem stärkeren Maße politisiert ist. Sicher haben wir insgesamt eine Polarisierung in der Gesellschaft, aber die zeigt sich leider auch in der Wissenschaft. Und in dem Maße, in dem sie sich in der Wissenschaft zeigt, nimmt das Vertrauen in die Wissenschaft ab.

Zahlen spielen auch in der Bewertung von Wissenschaft selbst eine Rolle. Wie oft jemand zitiert wird, ist zum Beispiel karriereentscheidend. Wie stehen Sie dazu?

Hipp: Es gibt durchaus Bestrebungen, das etwas einzuschränken. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft etwa sagt, bei Bewerbungen sollen die zehn wichtigsten Publikationen zählen. Damit es tatsächlich um Qualität und Originalität geht und nicht nur Quantität. Das fände ich total gut. Natürlich lassen wir uns alle von Zahlen beeindrucken. Aber an Zahlen allein sehe ich nicht, wie lange jemand schon publiziert hat, wie viele Kinder jemand hat oder so.

Koopmans: Ich finde diese quantitativen Zahlen schon wichtig. Es gibt zum Beispiel die Zahl der Zitationen in den letzten fünf Jahren. Da kann man sehen: Wie ist der Verlauf? Wenn ich zwei Forschende mit ähnlich vielen Zitationen habe, und bei A geht es steil hoch, bei B geht es schon runter, ist das ein Indiz für Einfluss: Wie ernst wird diese Person in der Scientific Community genommen? Aber im zweiten Schritt schaut man sich natürlich die wichtigsten Publikationen an und beschäftigt sich damit inhaltlich. Es gibt bestimmte Verfahren in den Niederlanden, wo gesagt wird, man darf bei einer Bewerbung nicht mehr die Zitationszahlen nennen. Dann denke ich, warum nicht? Das ist ja, als würde man bei der Temperaturmessung sagen: Nein, diese absolute Zahl, da schauen wir nicht drauf. Wir gehen in den Raum und fühlen nur. Ich würde sagen: das eine tun und das andere nicht lassen. ●